



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tagebuch.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# T a g e b u c h.

## I.

### Aus Paris.

Neue Phase der dynastischen Opposition. — Die Partei und das System. — Das Theater und der Esprit.

Heute geht nun endlich die Riesenschlacht, die gerade zwanzig Tage gedauert hat, zu Ende. Sie hat diesmal eine viel größere Bedeutung als in frühern Jahren. Daß die Regierung die Majorität hat, ist Nebensache geworden; Hauptsache ist, daß das Ministerium, und die Majorität besonders, durch den vorletzten Paragraph der Adresse die Minorität in gewisser Beziehung als „leidenschaftsblinde Feinde“ von sich abgestoßen, aus der Kammer hinausgedrängt haben. Sie beabsichtigen mit diesen Worten eine außerparlamentarische Handlung der Opposition zu tadeln, zu „censuriren,“ und dadurch zugleich der Regierung Recht zu geben, wenn sie in Zukunft die Wiederholung dieser Handlungen zu verhindern suche. Aber sie erreichten vollkommen das Gegentheil, sie haben die Opposition durch ihre „Censur“ nicht nur verletzt, sondern auch in gewisser Beziehung als „Feinde“ des Königthums in den Bann gethan, aus dem Kreise der parlamentarischen Bethätigung hinausgewiesen, und eben so sie gerade hierdurch nothwendig zu der außerparlamentarischen Bethätigung ihrer Ansicht gezwungen, wenn die Opposition nicht den Ruf der bürgerlichen Feigheit auf sich laden will. Die Majorität hat so die ganze Opposition nicht nur zu „Feinden“ der Regierung erklärt, sondern diese „Feinde“ auch überdies in die Nothwendigkeit gesetzt, die Regierung außer dem Parlamente mit allen Waffen zu bekämpfen. Herr von Lamartine hatte unbedingt Recht, wenn er sagte: „Sie wollen uns durch Urtheil für Unwürdige erklären. Das wird und muß seine Folgen haben; diese Folgen sind nicht in den Absichten der Menschen, aber sie sind in der Logik.“ Wir theilen vollkommen diese Ansicht. Wir glauben, daß wenn die Mitglieder der Majorität voraussetzten, die Minorität werde es bis zum Aeußersten treiben, sie selbst innehalten und umkehren würden; und ebenso denken wir, daß sehr viele Mitglieder der Minorität bald genug umlenken würden, wenn sie in allem Ernste fürchteten, daß es endlich zu einem neuen Bruche, zu einer neuen Revolution kommen könnte.

Und dennoch liegt ein solches Ergebnis — wie weit auch noch außer dem Bereiche der Absichten — sehr nahe im Bereiche der Logik, die aus den Thatfachen hervorgeht, auf denen heute die öffentlichen Zustände in Frankreich fußen. Die Spannung, die schon heute besteht, ist eben so wenig in der Absicht der Parteien, fast eben so wenig in der der Opposition als in der der Regierung, und dennoch ist sie unleugbar vorhanden, und dennoch läßt sie schon heute alle Welt trüben Blickes in die nahe

oder fernere Zukunft schauen. Sie ist ebenfalls die „Logik“ anderer, ihr selbst vorhergehender Thatfachen und Ereignisse, die gewiß nicht die Absicht hatten, die gegenwärtigen Zustände hervorzurufen.

Einer der Deputirten, Herr Demouffeaux de Sivre, der zur conservativen Partei gehört, der viele Jahre eine Hauptstütze der Regierungsmajorität war, der die Menschen und die Zustände kennt, hat die Ursache der gegenwärtigen Verwickelungen angedeutet, als er Herrn Guizot vorwarf, „daß er aus dem Könige einen Parteichef“ gemacht habe. Wir sagen, hierin liegt die Ursache angedeutet, aber Herr Demouffeaux de Sivre täuscht sich, wenn er sich einbildet, daß Herr Guizot den König zu einem Parteichef gemacht habe. Der König Louis Philipp ist nicht von dem Holze, das ein Mann, und hieße er auch Guizot, so leicht zu beugen und zu lenken vermöchte. Die Ursache liegt tiefer und weiter zurück, und zwar nicht darin, daß irgend Jemand den „König zum Parteichef,“ sondern darin, daß 1830 den „Parteichef zum Könige“ gemacht hat. Der „König“ Louis Philipp hat den „Herzog“ v. Orleans nie abschütteln können, der „König“ war 40 Jahre „Parteichef“ gewesen, und hat als König stets allen Parteien gegenüber mit der größten Feinheit und Klugheit gehandelt, sie eine nach der andern zu besiegen gewußt, aber nie begriffen, daß der „König“ über allen Parteien stehen muß.

In diesem Kampfe gegen die „Partei“ ist das Julikönigthum groß gewachsen. Es ist ihm durch allerlei Mittel gelungen, die Republikaner und die Legitimisten zu besiegen, und nachdem diese besiegt waren, kam dann endlich auch die Reihe an die dynastische Opposition. Man hatte den „Feinden“ das Wort genommen, die Legitimisten vom pariser Böbel zu Paaren treiben, die Republikaner, nachdem man sie durch agent provocateurs herausgefordert hatte, durch die Nationalgarde der Banlieue niederschieseln lassen. Genug, der „Parteichef“ leuchtet überall in der Politik des Julikönigthums durch, und dieser war stets so glücklich in seinen Unternehmungen, daß wir uns sehr leicht erklären, wie er gar nicht Lust hat, gar die Nothwendigkeit nicht einsieht, der parlamentarischen Minorität, die am Ende ungeduldig geworden ist, gegenüber sein so erfolgreiches „System“ aufzugeben.

Die Sache wird nur dadurch gefährlich, daß alle früher besiegten Parteien sich gegenwärtig hinter der neuen Partei, die die Regierung für ihre „blinden und leidenschaftlichen Feinde“ erklärt hat, wieder aufheben und in Reihe und Glied stellen. Es ist vom Bösen, wenn man einem Freunde sagt: „Du bist nicht mehr mein Freund!“ noch viel schlimmer aber ist es, wenn man den ehemaligen Freund zurückstößt und ihm zuruft: „Fort von meiner Seite, Du bist mein Feind!“

Wir fürchten, wer's noch nicht ist, kann's durch diesen Zuruf, durch dieses Benehmen sehr leicht werden. Genug, die eben geschlossene Debatte hat die Kammer und auch ganz Frankreich in zwei getrennte Lager getheilt; in der Kammer hat die Regierung die Uebermacht; sie zwingt aber die hier Besiegten an's Volk zu appelliren. Warten wir ab, was da kommen wird, aber noch einmal: logisch führt diese Stellung zu neuen, sehr ernstern Kämpfen.

Unterdeß — wollen wir von dem sehr ernstern und langen Kampfe in der Kammer ausruhen. O, Sie haben keinen Begriff davon, was die Franzosen für ein geduldiges Volk geworden sind, und wenn man sieht, wie ruhig sie solche drei-Wochen-lange Debatten stillestehend studiren, so könnte man fast hoffen oder fürchten, daß am Ende doch Herr Guizot und Louis Philipp Recht behalten möchten. Es muß eine eigene Umgestaltung mit den Franzosen vorgegangen sein, wenn man sich ihrer Geschichte ein

wenig entfinnt und zugleich ihre Gegenwart bedenk't. Soll ich Ihnen diese Umgestaltung in zwei Worten zeigen? Wir haben ein Theater auf den Boulevards, das heißt „Gaité!“ Gehen Sie hin, und sehen Sie sich diese „Lust“ ein wenig an. Es werden nur fünfactige Seufzer-, Thränen- und Kummerstücke aufgeführt; was sage ich? fünfactige? — nein, zehnactige, denn mit dem Worte: „Tableaux“ erhalten alle Acte doppelte Boden. Sonst waren die Franzosen ein feinnerviges Volk, verlangten Champagner und Esprit — ach, jetzt fangen sie an Bier zu trinken und begnügen sich mit großstrabenden Sentimentalphrasen. Bedenken Sie doch, an demselben Abend, an den Alexander Dumas die erste Soirée seines sechsactigen — nicht doch, sechsabendlichen Stückes „Monte Christo“ gab, wurde das Vaudeville geschlossen, weil die Direction bankbrüchig war, ihre Zahlung einstellen mußte. Das Vaudeville war vor Zeiten der wahre Kerngeschmack der Franzosen, und noch heute gibt es kaum etwas, in dem ächtes, altes Franzosenthum so lebendig aufträte, als in einem guten Vaudeville. Aber es zieht halt nicht mehr. Herr Scribe selbst, der zu Anfang seiner Laufbahn auf diesem Felde die schönsten Lorbeern und auch sehr viel Geld erndtete, hat sich nach und nach ebenfalls in die sententiöse Comédie politique zurückgezogen. Sein Puff ist ein Zeitungsartikel in fünf Acten. Was soll daraus werden?

Sa, wir fürchten oft, der „Esprit“ ist verpufft. In allem Ernste, die Franzosen sind zu practisch geworden, um noch länger viel auf diese schönen, spielenden, wohlthätigen Feuerwerke des Geistes zu geben. Sie verlangen solidere Nahrung. Es ist aus mit ihnen in dieser Beziehung. Wissen Sie, wer heute der „spirituellste“ Franzose in Paris ist? Nun, ein Elsasser, N. Weil, der so viel „Esprit“ hat, daß die Franzosen ihm seine Fehler gegen Logik und Grammatik durchsehen müssen, wie die Deutschen sein Kauderwelsch mitunter ganz gerne mit in den Kauf nehmen, wenn es so frische Früchte bot, wie seine elsasser Dorfgeschichten. Die besten Sachen in dem besten französischen Witzblatte, dem „Corsaire-Satan,“ sind von unserm elsasser Landsmann; aber was noch schlimmer ist, in der neuesten Zeit scheint selbst den französischen Witzblättern, trotz der Nachhülfe des elsasser Franzosen, der Esprit mitunter auszugehen. Und siehe — dann leiht er — bei wem? nun bei den Deutschen — Pulver für die Franzosen. Es ist lustig, und ich war ganz erstaunt, als ich zufällig, denn mir behagt die Kost selten, vorgestern den Corsaire ansah, und die alte Berliner Geschichte von „Kornikel hat angefangt“ in ihm fand. Ich lachte in's Hästchen; aber mir wurde ganz unheimlich zu Muth, als ich dann aus Neugierde eine Nummer des erst seit ein paar Tagen von den Todten auferstandenen „Figaro's“ in die Hand nahm. Den besten Witz, den ich darin fand, hatte ich schon vor sechs Wochen in den „Fliegenden Blättern“ gelesen; „Kennen Sie den Herrn Abraham?“ — „Nein!“ — „So kennen Sie vielleicht den Herrn Jacob?“ — „Nein, da kenne ich doch vielleicht den Herrn Abraham besser.“ — Der Witz ist so deutsch-dumm, daß man nicht umhin kann, darüber von Herzen zu lachen. Aber was würden Sie nun davon denken, wenn Sie den Witz in die schönste französische Localfarbe eingekleidet und auf dem Place Royal, ganz nahe vor der Thüre — was sage ich — vor dem Thore des Hauses Victor Hugo's spielend im Figaro, schreibe: im wiederauferstandenen Figaro, wiederfänden! Sollten die Deutschen endlich „Esprit“ bekommen? frug ich mich mit Schrecken!! Aber dann fiel mir gleich ein, daß sie ja den Monte Christo und die „Mystères“ de Paris zu Tausenden und Millionen übersezen, und alsbald beruhigte und tröstete ich mich.

J. — n.

## II.

## Graf Waldemar von G. Freytag.

Aus Königsberg.

Das neue Stück des Dichters der Valentine ging den 3. Februar zum ersten Mal über unsre Bühne. Da unser Theater das erste ist, welches dieses vorzügliche Werk zur Darstellung brachte, so wird es von Interesse sein, einiges über den Erfolg zu berichten. Derselbe war ein überaus günstiger. Das Haus schenkte von Anfang an dem Stücke große Aufmerksamkeit, wurde merklich wärmer, und regte sich zuerst bei dem Zusammentreffen des Helden mit seinem Sohn im zweiten Act. Die folgenden Acte brachten eine solche Wirkung hervor, wie ich sie vielleicht seit Ariel Acosta nicht erlebte. Nach dem dritten Act wurde Waldemar (Herr Bollmer) und Gertrud (Fräul. Fuhr), nach dem vierten Act diese und Georgine, (Fräul. Weber), im fünften Acte letztere bei offener Scene, und zum Schluß nochmals die drei gerufen. Die ganze Darstellung war eine gelungene, es sind zufällig für sämtliche Rollen, auch die kleineren, die geeigneten Kräfte da.

Graf Waldemar ist in Beziehung zur Valentine ein sehr bedeutender Fortschritt zu nennen. Die beiden Hauptverdienste der Valentine theilt er mit ihr. Einmal ist die Action in stetem Fortschritt, wir leben uns in sie hinein, und bleiben daher in beständiger Spannung — nicht der gemachten Spannung der Neugierde, sondern der gesunden des lebendigen Mitgeföhls. Der Grund liegt theils in der geschickten, überall durchsichtigen Exposition — einer Kunst, in der wir im Allgemeinen hinter den Franzosen noch so unendlich zurückstehn, — theils in der wahrhaft dichterischen, d. h. organisch natürlichen Bildung der Charaktere. Freytag's Figuren sind nicht Probleme der bloßen Reflexion, wie es im deutschen Drama beinahe die Regel ist; sie sind wirklich angeschaut und erlebt, und diese Anschauung ist nicht blos Intention, sondern sie ist vollständig herausgearbeitet; was der Dichter will, weiß er auch dem Publikum objectiv zu machen.

Das zweite Verdienst ist die Sprache. Ich will hier keine ungeschickte Parallele ziehen, da dergleichen immer nur halbe Wahrheit hat, aber ich muß doch an die Sprache Lessing's im Verhältniß zu den übrigen Bühnendichtern seiner Zeit erinnern: sie war plastisch, voll Leben, individuell — und doch elegant und gemessen. Die alte Popschule kannte nur den Ganzleistyl der damaligen poetischen Convenienz, die aufstrebende Jugend suchte die Natur in maßloser Roheit. In unserer Zeit hat sich eine neue ästhetische Convenienz gebildet, ein neuer Pops, und strebsame Dichter, z. B. Guklow, verfallen nicht selten, weil ihnen der sichere Maßstab fehlt, bald in das eine, bald in das andere Extrem. Bald lassen sie ihrem Helden „die Gedanken zum Herzen heraushängen,“ — man könnte bei Guklow eine ganze Blumenlese solcher poetischen Ausdrücke sammeln — bald lassen sie der alten Kogebueschen Phraseologie freien Zug.

Die Sprache ist nun freilich vom Inhalt nicht zu trennen. Der echte Dichter — und wir freuen uns, an Freytag einen solchen begrüßen zu können — sucht die Worte, um seinen Gegenstand klar herauszustellen, nicht um seiner Eitelkeit Luft zu machen. Was seine Figuren reden oder thun, muß das Gepräge poetischer Nothwendigkeit an der Stirn tragen. Ein anderer Zug, durch den sowohl die Plastik als das Maß seiner Sprache an's Licht tritt, ist der Anflug von — wenn ich mich so ausdrücken darf — aristokratischer Ironie, welche seine bedeutendsten Helden dem Drang des eignen Her-

zens entgegensehen. Diese Ironie ist ein gefährliches Werkzeug, und sie ist oft genug gemißbraucht worden, wenn sie aus einem leeren und eiteln Herzen entspringt, sie hat aber nicht nur einen eignen Reiz, sondern auch einen wahrhaft sittlichen Werth, wenn sie der Ueberfülle des Herzens Schranken setzt, und ihr dadurch Form gibt. Nur Ein Beispiel. Waldemar will einem lieben Mädchen gegenüber sein Recht, über das Schicksal eines Dritten zu verfügen, behaupten. Ihr Kummer und ihre Resignation rührt ihn. Wie drückt er diese Rührung aus? Er spricht zu sich selbst: „Wenn ich jetzt auf meinem Stück bestehe, so ringen selbst die Kagen unter dem Bett die Hände über meine Nachsichtigkeit, die Ammen jagen mit meinem Namen die Kinder zu Bett, wie mit einem Blaubart. Es ist klar, ich muß nachgeben.“ Diese Ironie paralyßirt nicht sein richtiges Gefühl, sie verhindert es nur an einem renommirenden Ausbruch. Das ist nur Ein Zug, in ähnlichem Sinn ist aber der ganze Charakter gedichtet. Aus solcher Ironie — der geistigen Freiheit selbst innerhalb des Affectes — gingen die göttlichen Gestalten Shakespeare's — ein Faulconbridge, Percy, Coriolan, Enobarbus, Mercurio u. hervor. Daß Freytag seine Helden bis jetzt aus der Aristokratie genommen hat, erleichtert ihm die Sache, denn dem Aristokraten wird diese Freiheit anergehen; wer sie aber in dem einen Falle schildern kann, ist der Sache überhaupt mächtig.

Einen andern Zug, den Freytag seinem großen Vorbilde, Lessing, abgelernt haben mag, ist das Durchschimmern einer bedeutenden Vergangenheit durch das fertige Bild des Charakters. Wie herrlich geht uns z. B. im Nathan, im Klosterbruder diese geschichtliche Tiefe auf! Hier ist nun im Waldemar ein großer Fortschritt. In der Valentine ist diese geschichtliche Bedingtheit äußerlich, und wird erzählt. Georg ist Burschenschafter gewesen, bei einem indianischen Jägerstamm als Krieger aufgenommen, er trägt das Zeichen derselben in seiner Hand, ein indianisches Weib hat ihn durch eigne Aufopferung vom Tode gerettet u. dgl. Das steigert das Interesse am Helden, aber nur äußerlich. Waldemars Vergangenheit dagegen ist auf eine organische Weise, mit der Gewalt innerer Nothwendigkeit in sein Schicksal verwebt. Dadurch wird der coquette Anstrich solchen Reminiscenzen vermieden. Als ein Fortschritt ist auch zu bezeichnen, daß das Gefühls-Raffinement, welches in Georg's sonst so lebensvoll hingeworfenem Bilde gegen das Ende hin einen etwas bedenklichern Zug brachte, diesmal in das natürliche, sittliche Geleise zurückgezwungen ist.

Einzelne Scenen sind von hinreißender Wirkung, und das Gesetz der Steigerung ist mit dem ökonomischen Takt, der den Dichter überhaupt auszeichnet, beobachtet. Nur wird zuweilen das psychologische Motiv zu flüchtig skizzirt, die Ausführung wird zu sehr dem Schauspieler überlassen, und wird bei mittelmäßiger Darstellung dem Schein der Willkür nicht entgehn. Auch der Charakter, welcher der Anlage nach vielleicht der kühnste und genialste genannt werden muß — Georgine — hat in manchen Wendungen den Schein der Willkür, einfach darum, weil nicht alle Momente herausgearbeitet sind. Der Dichter muß allerdings den Schauspieler zu eigener Production anregen, aber er muß ihn zugleich im Bann seines Willens halten. Freytag kann es.

Die kleinen Nebenfiguren sind mit unglaublicher Virtuosität durch kleine Züge vollständig charakterisirt. — Der Hauptheld ist ein blasirter Aristokrat, der mit den edelsten Anlagen ausgestattet, voll der großartigsten Kräfte, mit dem Leben spielt, weil er keinen Ernst darin findet. Seine Kräfte haben keinen Gegenstand. Wie soll er aus diesem Zustande, der etwas Faustisches hat, befreit werden? — Freytag löst das Problem durch die Liebe eines einfachen guten Mädchens. Unwillkürlich wird man zu

der Frage gedrängt: wird das diesem hochfahrenden Geist auf die Dauer genügen? Ist die Krisis seines Lebens wahrhaft beendigt? Wird er nun friedlich sein Feld bauen, seine Kinder erziehen u. s. w.?

Wir zweifeln. Nur die Aussicht auf eine wirklich große Zukunft, das Gefühl nicht nur der Krankhaftigkeit seines bisherigen Lebens, sondern auch des Ideals, das in ihm einschlummerte, könnte ihn wahrhaft befreien. Wo soll aber in unserer Zeit dieses Bild des Ideals gefunden werden, in dem der Strebende sich befriedigen kann? Auch wenn die Lösung des sittlichen Conflicts eine tragische ist?

Dem Dichter möge ein guter Geist dieses Ideal zur Anschauung bringen; und das sei der nächste Fortschritt seiner poetischen Thätigkeit.

### III.

#### Knoblauch, oder große und kleine Parlamente.

In einem kleinen deutschen Parlament erklang unlängst ein pikantes, aromatisches, narlotisches Wort: Knoblauchgeruch! Man kann sich denken, wovon die Rede war. Herr Kapp donnerte gegen Rothschild. An der Rede selbst war nichts Neues, aber gegen den Schluß derselben kam die zermalmende Bemerkung, der sogenannte Judenkönig werde keine Fuggerei, sondern höchstens einen „Knoblauchgeruch“ hinter sich zurücklassen, wenn er einst abfahre. Ohne die Richtigkeit dieser Prophezeiung erörtern zu wollen, bemerken wir nur, daß besagter „Knoblauch“ in der That den parlamentarischen Styl unserer liberalen Judenfeinde bezeichnet; er gehört zu ihrem schwersten Geschütz und hat in Baden, Schwaben und Sachsen bereits große Dienste geleistet. Wunderbar, daß er im „stammverwandten“ England, wo doch die Juden ebenfalls auf dem Tapet sind, so gar keine Rolle spielt. Aber Altengland hat uns in diesem Punkte furchtbar im Stich gelassen. Perfidus Albion! rufen die Gescheitelten Stockdeutschlands jetzt eben so laut, wie die Löwen von Paris. Man vergleiche den ehrlichen, gründlichen Judenfresser der kleinen deutschen Parlamente mit dem flauen, schüchternen Judengegner im großen britischen Parlament und sage dann, ob man nicht an aller Stammverwandtschaft verzweifeln muß. Ihr habt euch gut rühmen, daß ihr teutonic seid, aber beweist es! Nein, erst haben euch die Normannen verdorben, dann kamen die Puritaner und lasen zu viel im alten Testament, seitdem ist das germanische Element bei euch ganz ausgeartet... Verfolgen wir obige Parallele und vergessen wir nicht, vorher auf einen wichtigen Gegensatz aufmerksam zu machen. England ist bekanntlich orthodox, Deutschland ist über die Massen aufgeklärt. Die wenigen Gegner der Judenemancipation im Haus der Gemeinen sind es aus skrupulösem Kirchenglauben und sie bekennen, keine andere Waffe als das Crucifix zur Bekämpfung der Judengleichstellung zu besitzen. Andere Waffen halten sie nicht für ehrlich. Die sich am entschiedensten dem Hause Israel in den Weg stellen, der beredte Ashley, der zähe Stafford und der fromme Sir Robert Inglis können sich nicht dazu herablassen, ein anderes als ein kirchliches Argument zu schwingen. Kein Wort der Gehässigkeit, keine persönliche Anspielung, keine bürgerliche Anklage gegen die Juden. O ihr Stümper! Da wärt ihr ja in unserm aufgeklärten Deutschland fast wehrlos und doch, wie genial wissen unsere unerfättlichen Judenfresser sich zu helfen! Ihnen fehlt eure ganze heilige Rüstung, es sind deutsche Philosophen, und sie beginnen ihren oratorischen Feldzug gewöhnlich mit der Erklärung, daß sie über kirchliche Vorurtheile hoch erhaben sind! Aber nachdem sie so den Fanatismus der dunklen Vorzeit abgeworfen und abge-

schworen haben, lassen sie den eingeborenen organischen und national-germanischen Fanatismus hervorrücken und der frist um sich ohne Ende. Von jenen unserer Zudenvertilger, welche die christliche Intoleranz mit der nationalen vereinigen, sprechen wir gar nicht. Peel und Russell sind lange nicht so „durchgebildet“ und gehen viel fleißiger in die Kirche als die Demosthenesse von Dresden und Karlsruhe, und doch halten sie es für schreiendes Unrecht, daß ein Mensch, der gleich allen andern seine Schulden und Steuern bezahlt und für seine etwaigen Verbrechen dieselben Strafen leidet, nicht ebenfalls alle Rechte seiner Mitbürger besitzen solle. Sir Robert Inglis ruft Jesus Christus an und Peel antwortet, daß grade Christus ihm befehle, gerecht zu sein gegen Alle. Einfältiger Inglis! Als gäbe es keine gewaltigern Argumente, keinen Aufruf an die tausend geheimen Instinkte und Antipathien, die in der Natur und den Gewohnheiten der Masse liegen! Es fällt ihm nicht einmal ein zu fragen, ob die Juden mit Hengist und Horsa nach England kamen? Er weiß nicht einmal auf ihr antiblonde Haar hin. Er verlangt von ihnen keinen Beweis, daß sie mit Shylock aus Venedig, dessen Biographie jedem Theatergänger in London geläufig sein muß, selbst im vierzigsten Grade nicht verwandt sind. Auch nach ihrer Tapferkeit erkundigt er sich nicht. Er verlangt nicht, daß sie bei Hastings gefochten haben und bei Waterloo todtgeschossen worden seien. In London — man besuche nur Bettycoatlane — wimmelt es von Schacherjuden; trotz dem verlangt Inglis nicht, daß jeder darunter Nathan der Weise — sei, ohne denselben gelesen zu haben. Eben so wenig hörten wir im Parlament die Forderung, daß die Juden erst vorzugsweise schwere Arbeiten oder gefährliche Handwerke treiben, daß sie Maurer, Dachdecker, Schmiede werden, sich aller gewinnbringenden Geschäfte aber enthalten sollen. Nichts von All dem! Hänge dich, Inglis, der mittelmäßigste deutsche Kammerredner hätte sich pöflicher benommen, und der philosophischste Deputirte bei uns hat, wenn sein ganzer Köcher geleert ist, noch den Knoblauchgeruch! Das britische Parlament ist einfältig — offen gesagt — sehr einfältig, aber es liegt etwas Großes in dieser Einfalt. Unsere deutschen Parlamente sind feiner und sinnreicher, aber klein sind sie, sehr klein und zwar nicht blos von Staatswegen, — wie sich unsere Constitutionellen gerne einbilden.

† †

## IV.

## Aus Wien.

Vorbereitungen zu einer neuen Schriftstellerpetition. — Merkwürdiger Censurstreich. — Gerücht, daß Herr v. Hammer die Präsidatur der Akademie niedergelegt hat.

In den hiesigen Schriftstellerkreisen herrscht über die neu errichtete Censuroberdirection allgemeine Aufregung, welche sich diesmal allen gebildeten Kreisen mitgetheilt hat und man ist eben daran, eine Gegenvorstellung an Sr. Majestät den Kaiser zu richten, der in Folge der Schriftstellerpetition vor zwei Jahren eine Revision der Censurverhältnisse und eine Erleichterung derselben anbefohlen hatte. Die Eingabe soll nun darstellen, daß gerade das Entgegengesetzte, Erschwerung statt Erleichterung, eingetreten ist; die ganze Verordnung scheint mehr von einer Ungunst gegen die Schriftsteller, die im Präsidium vorwalten mag, dictirt zu sein. Wir wollen hoffen, daß die Eingabe diesmal bestimmter ausfallen wird, nachdem nicht nur die Schriftsteller, sondern ausgezeichnete Persönlichkeiten anderer Stände sie mit unterzeichnen werden, um so die allgemeine Indignation über das Benehmen und die Willkür eines einzelnen Beamten um so anschaulicher zu machen. Am eclatantesten hat sich dieselbe bei Eröffnung der

Akademie gezeigt. Herr v. Hammer hat in seiner Eröffnungsrede, die Angesichts des allerhöchsten Hofes und aller Würdenträger des Staats gehalten wurde, ausdrücklich gesagt, daß die Akademie censurfrei wirken werde. Diese Rede war dem Curator der Akademie und dem Fürsten Metternich zur Einsicht vorgelegt worden und blieb ihrem ganzen Inhalte nach unbeanstandet. Um so größer war das Erstaunen, als die bezeichnete Stelle im Abdruck der Rede in der Wiener Zeitung nicht vorkam. Nun bildet folgendes Factum das allgemeine Stadtgespräch (welches, da die Gerüchte es ziemlich gleichmäßig melden, ich Ihnen wohl als Wahrheit mittheilen kann), Herr v. Hammer habe sogleich unter Beschwerde gegen den Polizei-Präsidenten beim Curator der Akademie nicht nur seine Stelle als Präsident niedergelegt, sondern auch seine Entlassung als Akademiker nachgesucht, indem er es mit seiner Ehre unverträglich halte, Vorstand oder Mitglied eines Instituts zu sein, das die höchste wissenschaftliche Instanz des Staates darstellen und zugleich der Polizei=Censur unterworfen sein soll. Die Spannung ist allgemein, ob nun die Censurfreiheit der Akademie, um welche sie schon vor Monaten gebeten hat und die in beliebiger Weise beim Polizei-Präsidenten liegen gelassen wurde, erfolgen, oder ob man die Schmach des Austritts des Präsidenten Angesichts der ganzen gebildeten Welt sich gefallen lassen wird. Herr v. Hammer ist glücklicher Weise in der Lage, die 9000 Fl. C.=M., welche die Präsidentschaft bringt, entbehren zu können, wie wohl Niemand daran zweifelt, daß er auch unter andern Umständen die gleiche Gesinnung dargelegt hätte. Sobald ich über die näheren Verhältnisse der Wahlen der Akademie unterrichtet sein werde, werde ich Ihnen einen ausführlichen Bericht mittheilen. Bei der Censuroberdirection ist durch den Adjunkten K., der sich durch geistige Thätigkeit in Galizien bedeutende Verdienste erworben hat und durch den Hofrath, der früher Polizeidirector in Innsbruck war, die größte Strenge eingeführt worden, es werden sogar die Makulaturbogen, in denen die Bücher eingepackt kommen, einer strengen Revision unterzogen, das Bureau soll den Grundsatz festgestellt haben, daß in vier Wochen kein verbotenes Werk in Wien zu haben sein dürfe. Wenn dieser Grundsatz durchzuführen ist, so werden unsere Buchhändler noch in diesem Jahre zahlungsunfähig.

0—0

## V.

**Das österreichisch-russische Anleihe-Project.**

Von der österreichischen Grenze.

Ueber die finanzielle Mission des Regierungsraths Frenzel nach St. Petersburg ist nichts Bestimmteres zu erfahren. Unsere Börsengößen sehen der Sache mit Spannung entgegen. Wenn es wahr ist, daß Herr Frenzel die Mission hat, aus den Goldbergern des Ural oder aus den Silberschachten Sibiriens einen hellklingenden Kanal von 50 Millionen Silbergulden nach Oesterreich zu leiten, so wäre dies für unsere festen und magern Geldsäcke ein angenehmes Fressen. Man würde die Nordbahnactien wieder auf ihren früheren wucherischen Cours hinauftreiben können, Crethi und Plethi der übrigen Actien würden wieder hochzahlende Käufer finden, und die eingeschüchterte Agiotage würde wieder ihr freches Gesicht enthüllen dürfen. Von dieser Seite würde der Staat neue Lobeserhebungen für die neusprudelnde, „wohlthätige“ Geldquelle ernten. In einem Staate, welchem die Geldmänner bisher allein einen wichtigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten abgezwungen haben, in welchem man bis jetzt nur dieser Seite der öffentlichen Meinung Aufmerksamkeit und Gehör zu schenken sich gezwungen sieht, sind jene Lobsprüche allerdings von Wichtigkeit. Wir glauben aber,

die Herren Rothschild, Sina und ihre Accoliten sind keineswegs noch die einzigen Kritiker solcher Unternehmungen, und ihr Gesichtspunkt ist noch keineswegs der „einer kaiserlichen Gesinnung“, welche unlängst ein Feuilleton der Wiener Zeitung von allen österreichischen Staatsbürgern forderte. Wir Andern aber, die wir an der Börse à la hausse oder à la baisse spielen, sehen mit Beklemmung diesem Schritt der Regierung zu und berechnen, wenn auch nicht in Gulden und Kreuzern, welche Zukunft sich dem Staat öffnete, wenn der gefährlichste und allernächste Feind Oesterreichs einer seiner ersten Gläubiger würde. Zwar hält man uns das Beispiel Frankreichs vor. Wunderbar genug wird dieses verschrieene Frankreich, dessen Institutionen uns sonst durch zehn Cordonen wie die Pest vom Leibe gehalten werden, in dieser Frage als Muster vorgeführt. Allein Frankreich ist kein Nachbar des Czaren, es hat keine verstopften Sulnamündungen, keine Panславisten, keine polnische, czechische und slovakische Bevölkerung, keine neugriechischen Bekenner, die in St. Petersburg das Oberhaupt ihrer Kirche suchen, es grenzt nicht an die Moldau und Wallachei, es hat keine moskowitzischen Emiffäre in seiner Mitte, es hat nicht zu befürchten, Rußland sende ihm die Pfeile einer nationalen Revolution in's Herz, es hat nicht zu besorgen, Rußland störe es in seiner innern staatlichen Entwicklung durch ein nachbarliches drohendes Veto. Nichtsdestoweniger hat man in Frankreich die Besorgniß laut und nachdrücklich ausgesprochen, Rußland könnte im Falle eines Krieges plötzlich die Titel seines Darlehens auf den Markt werfen und die Papiere des Staates mit einem Male niederdrücken. Die französische Bank, im vollen Bewußtsein ihrer Kraft, hat zwar diesen Einwurf beseitigt, und in der That, was sind fünfzig Millionen Franken für das gesicherteste Bankinstitut der Welt? was ist diese Summe für einen geordneten Staatshaushalt, für die blühenden Finanzen eines controlisirten, nationalstolzen und von Patriotismus glühenden Reichs? In Oesterreich handelt es sich aber um eben so viel Gulden, als es dort um Franken sich handelte, und nehmen wir auch an, das Gerücht übertreibe die Summe, und das projectirte Anlehen habe eine Chiffre, welche das französische Anlehen nicht übersteigt, so ist diese Chiffre für unsere Finanzverhältnisse eine mächtige, und gibt einem Feinde, der sie in der Hand hat, unberechenbare Gewalt über uns. In frühern Zeiten verpfändete ein gelbbedürftiger Souverän irgend eine Provinz bei einem andern besser wirtschaftenden, ließ sie auch wohl verfallen. Das Haus Hohenzollern ist nicht bloß durch die gefüllten Geldtruhen, die Friedrich Wilhelm I. seinem genialen Sohn hinterließ, so groß geworden, sondern ein zur rechten Zeit gemachtes Darlehen, ein guter Pfandbrief auf die Mark Brandenburg hat den Burggrafen von Nürnberg zur fünften Großmacht erhoben. Die Zeit dieser hübschen Geschäftchen ist jetzt vorüber. Aber die Darlehen, die eine Macht der ander vorschießt, sind darum von nicht minder wichtigen politischen Folgen. Es ist doch ganz was anderes, ob man von dem Kaiser aller Reußen, der unverwandt nach Constantinopel und nach einem ostwestlichen Weltreich schaut, in einem geheimen Tractate eine immense Summe borgt, oder wenn man sie von Rabbi Amshel Rothschild in Frankfurt am Main entlehnt, der höchstens nach Jerusalem oder auf die Koscherfleischsteuer in Galizien einen protegirenden Blick wirft, und seinen christlichen und jüdischen Machtgenossen genau Rechenschaft geben muß, wie viel Procentchen dabei profitirt werden. Es ist nicht zu befürchten, daß der Frankfurter Geldczar die Panjudaiten in Böhmen, Ungarn und Galizien durch Emiffäre bearbeiten läßt, um in den Tagen, wo er seinen byzantischen Thron in Jerusalem endlich definitiv errichten wird, Oesterreich im Herzen zu erschüttern zu Gunsten Amshelowitz I., es ist nicht zu besorgen, daß die „Anoblauchstengel“, welche die Donau

hinunterschwimmen, dort die Mündungen in's schwarze Meer verstopfen, um dem österreichischen Handel die Lebensader abzuschneiden. Wenn wir die Wahl haben zwischen einem Geldbaron und einem Geldkaiser, so ist uns der Baron viel lieber. — Wir glauben keineswegs den österreichischen Staatsmännern in diesem Punkte etwas sagen zu dürfen, was sie nicht längst von allen Seiten überlegt und durchdacht haben, denn hier handelt es sich keineswegs um eine Vertretung demokratischer Anschauungsweise gegenüber absolutistischen Principien. Die Besorgnisse, die wir hegen, sind nicht im Interesse einer Fraction, sondern des Staates selbst, ja wir müssen sagen der Dynastie, und wir haben die Ueberzeugung, daß die Bedingungen des projectirten Anlehens so entworfen sein werden, daß sie die volle Freiheit und Autonomie unseres Staates und Kaiserhauses in keiner Weise für die Zukunft compromittiren; aber eben so überzeugt sind wir, daß ohne politische Zugeständnisse Rußland seine Klaffen nicht öffnen wird, und hier stehen wir allerdings auf dem Scheidewege principieller Anschauungen. Das russische Anlehen soll Oesterreich zur Aufrechthaltung seines Einflusses in Italien dienen. Dieser Einfluß und seine Wiedereroberung sind jetzt stark in Frage gestellt. Ob Oesterreich in der Halbinsel mit den bisherigen Mitteln wiedererobern kann, ist sehr zweifelhaft; die Zugeständnisse an Rußland, der gefährliche Einfluß, den es auf unsere Zukunft gewinnt, sind jedoch gewiß. Es ist also ein rein mathematisches Exempel: ist jener höchst unsichere Gewinn werth des großen Einsatzes?

+ +

## VI.

## Aus Leipzig.

## Theater und Concerte.

Unser Repertoire ist mit einem Berliner • Königstädter Erzeugniß bereichert: „100,000 Thaler.“ Es ist so gut und so schlecht, wie die andern in dem Genre des Lumpactivagabundus u. s. w.; unser Sonntagspublikum war befriedigt, und Frau Günther-Bachmann gab die lebenswürdige Berliner Köchin so reizend als möglich.

Die „Valentine“ wurde uns diesmal von Fräul. Gräf dargestellt. Sie ist eine der glänzendsten Parthien für geniale Schauspielerinnen, aber — sie verlangt auch eine geniale Darstellerin. Wenn Valentine den kaum eingetretenen Georg für „bedeutend“ erklärt, so wird eine solche Erklärung je nach der Persönlichkeit der Schauspielerin gleichfalls bedeutend oder — lächerlich. Eine andere Ungeschicktheit, von der auch Herr Wagner nicht ganz freizusprechen ist, ist die Neigung, die Sache in's Larmoyante zu ziehen. Ein Anflug davon ist in der Valentine, und vielleicht hat diese Concession, die Freytag dem thänenbedürftigen Publikum gemacht hat, ihm eben so viel Berehrer verschafft, als seine wirklichen Verdienste. Aber es ist eben die Pflicht der Schauspieler, dagegen den künstlichen Humor, die geistige Freiheit jener Charaktere hervorzuheben. Wie herrlich war der Ausdruck, den Fräul. Anzelmann in jenes Geständniß zu legen wußte: Die Demüthigung vor den Schranzen u. s. w. — „sie that mir doch wehe!“ Fräul. Gräf fing laut an dabei zu schluchzen, und Herr Wagner begleitete dieses Schluchzen mit einem Tone des Mitgeföhls, der mehr geföhlvoll als ästhetisch war. In der Scene im Gefängniß hebt der Dichter mit Recht so dreist als möglich den Humor seines Helden hervor — der beiläufig nothwendiger Weise sein Geständniß in der ersten Scene, er könne auch wohl ein Bruder Niederlich werden, wenigstens einigermaßen in seinem ganzen Wesen durchblicken lassen muß — in diesem Sinne ist auch seine Bemerkung über das Wetter draußen, und das Lied, das er summt, aufzufassen.

Herr Wagner spielte die Scene zu ernst. Die Bemerkung über die untergehende Sonne sagte er mit einem Tone, als käme er sich wie der sterbende Sokrates vor, der durch das Abendroth an sein Ende gemahnt wurde. — Das Publikum war übrigens mit der Aufführung, sowie mit dem Stück sehr zufrieden, und brach bei mehrern Gelegenheiten in lang anhaltenden Jubel aus.

Wir haben in Kurzem mehrere bedeutende Novitäten zu erwarten. Herr Marr hat zu seiner Benefizvorstellung ein neues Drama der Fräul. Sangalli gewählt, das seinem Titel nach ein Tendenzstück zu sein scheint. Von Laube liegt ein Drama — Prinz Friedrich — der Berliner Theatercensur vor, wie wir aus den Berliner Zeitungen ersehen; eben so von Hebbel die Judith, aus der in Ruge's poetischen Bildern eine greuliche Scene mitgetheilt wird, ein Monolog, in dem sich der Held über die Annehmlichkeit ergeht, in dem Schooß eines schönen Mädchens zu erwachen, das die aus seinem Leichnam hervorkriechenden Würmer mit ihrem süßen Athem wegbläst!! Unser Theater wird sich es wohl nicht nehmen lassen, in beiden Fällen mit den Berlinern in die Schranken zu treten. Freytag's Waldemar wird in einigen Wochen gegeben. Ob Gutzkow's Wullenweber sich halten wird, ist mehr als zweifelhaft.

Die zweite Serie der Quartett-Concerte, von den Herren David, Gade, Klengel und Kosmann mit Auszeichnung ausgeführt, wurde mit drei classischen Werken eröffnet; dem D-moll-Quartett von Haydn, das durch die Vereinigung der lieblichsten Melodie und des reizendsten Humors eine allgemeine freudige Theilnahme erregte, dem Es-dur-Quartett von Cherubini, einem der glänzendsten Werke dieses großen Meisters, den uns in dieser Saison das Gewandhaus nach allen Richtungen hin vorgeführt hat, und dem B-dur-Quartett von Beethoven (Op. 130), einer der tiefstnigsten aber auch dem Laien am wenigsten zugänglichen Compositionen seiner spätern Jahre, von der man wenigstens beim ersten Mal mit Recht sagen kann, was die Romantiker so oft bei ihrer mehr gutgemeinten als eindringenden Kritik poetischer Werke anwenden: man ahnet wohl hin und wieder, was der Dichter sagen will, aber man versteht es nicht; man fühlt sich mächtig ergriffen, aber mit einer Art von Furcht. Diese Reihe von Concerten hat denn doch eine bedeutend geringere Zahl von Zuhörern, denn ein großer Theil des Gewandhaus-Publikums wird mehr von den hübschen Gesangstücken und den Leistungen der Virtuosen angelockt, als von den Symphonien. Jedenfalls ist in musikalischer Beziehung der Genuß, den die Quartette gewähren, der reinere.

## VII.

### Notizen.

— Eine Oper von Friedrich Kittl, Director des musikalischen Conservatoriums in Prag, „die Franzosen vor Nizza“, hat bei ihrer ersten Aufführung dort einen Success erlebt, wie man sich eines ähnlichen nur allensfalls bei den ersten Aufführungen von Meyerbeer's „Robert“ oder „Hugenotten“ erinnert. Dieses Werk voll Feuer und Leben wird unbezweifelt die Kunde durch ganz Europa machen. — Das Libretto ist vom Kapellmeister N. Wagner in Dresden nach König's Roman „die hohe Braut“ bearbeitet.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrá.